

Qualität und Wirkung - Von der guten zur signifikanten Forschung

Workshop der Österreichischen Forschungsgemeinschaft
5. - 6. 6. 2009

Über das Finden ertragreicher Forschungsthemen

*Univ.Prof. Dr. Walter Pohl
Institut für Mittelalterforschung
Österreichische Akademie d. Wissenschaften
Wohllebengasse 12-14, 1040 Wien
Walter.Pohl@oeaw.ac.at
(auch Institut für Geschichte, Universität Wien)*

Wir haben recht klare Vorstellungen darüber, wie der Erfolg von NachwuchsforscherInnen zu beurteilen ist. Ein Lebenslauf soll von Anfang an internationale Mobilität aufweisen, die kompetitive Einwerbung von Grants und Forschungsgeldern zeigen, dazu sollen bald Publikationen in möglichst angesehenen Journals kommen, in den Geisteswissenschaften auch ein ‚erstes Buch‘, im Regelfall die Dissertation, um die Reputation zu begründen. Am besten ist es, wenn dahinter eine aktive Karriereplanung erkennbar ist: das gezielte Aufsuchen der besten LehrerInnen und Forschungsstätten, das Aufgreifen aktueller Forschungsthemen. All das sind sicherlich wertvolle Kriterien. Freilich, meine eigene Karriere entspricht kaum diesem Bild. Ich würde sie jungen ForscherInnen kaum als Vorbild empfehlen. Zunächst habe ich im Studium meinen Interessenschwerpunkt mehrfach gewechselt, von der Volkswirtschaft über Anglistik zur Geschichte. Lange Zeit habe ich das Studium eher nebenbei betrieben und stattdessen viel und vielerlei gelesen, weit über das Studienfach hinaus. Immerhin, ich habe viele Sprachen besser oder schlechter gelernt, war oft im Ausland, darunter ein ganzes Jahr auf dem Landweg bis Indien. Dass mir all das später bei meiner Arbeit viel helfen würde, habe ich damals noch nicht geahnt: Vielleicht haben gerade die vielen Umwege schließlich umso besser ans Ziel geführt? Wir sollten darauf achten, solche Freiräume nicht ganz einem immer stromlinienförmigeren Karriere-Design zu opfern. Freilich, auf diese Weise dauerte mein Studium weit länger als die Regelstudienzeit. Erst gegen Ende des Studiums fand ich einen Betreuer für meine Diplomarbeit, dessen Forschungen mich wirklich interessierten, den Frühmittelalter-Historiker Herwig Wolfram. Ich begann dann auch mit einer Diplomarbeit, die sehr nahe an seinem Forschungsfeld – damals vor allem die Geschichte der Goten – war.

Ich habe zwar damals bereits auf eine Laufbahn in der Forschung gehofft. Über Karriereplanung habe ich aber nicht nachgedacht. Als ich die Chance erhielt, in Forschungsprojekten (vor allem im fünfjährigen Forschungsschwerpunkt ‚Neue Wege der Frühgeschichtsforschung‘ von 1985 bis 1990) mitzuarbeiten, nützte ich das zu umfangreichen, aber recht zurückgezogenen Forschungsarbeiten, aus denen sich dann mit 35 die Habilitation über die Awaren ergab. Ich baute zwar allmählich, mit Hilfe des bestehenden internationalen Netzwerkes in meinem engeren Fachbereich, Kontakte auf. Mein erster längerer wissenschaftlicher Auslandsaufenthalt ergab sich aber erst, als ich mit 40 zu einer Gastprofessur an die UCLA nach Los Angeles eingeladen wurde. Bis dahin fehlte auf meinem Lebenslauf vieles, was ich heute von NachwuchsforscherInnen dieses Alters erwarten würde: etwa auch die eigenständige Einwerbung von Drittmitteln und Veröffentlichungen in internationalen Zeitschriften. Ich war das Risiko eingegangen, mich gar nicht strategisch zu verhalten, sondern meinem forscherschen Eigensinn zu folgen. Aber vielleicht war es nicht ganz falsch, mich in dieser Phase völlig auf mein Forschungsthema zu konzentrieren. Derartige Konzentration ist es, die unter heutigen Verhältnissen immer schwieriger zu erreichen ist.

Mir ist erst später bewusst geworden, wieviel Glück ich hatte, dennoch in der Forschung Erfolg zu haben. Das verdanke ich zum Teil der Förderung durch Herwig Wolfram, Herwig Friesinger, Falko Daim, Karl Brunner und viele andere. Zum Teil lag es auch daran, dass sich immer gerade zur rechten Zeit institutionelle Möglichkeiten eröffneten. 1993-98 nahm ich (als Theme group leader) an einem großen Forschungsschwerpunkt der European Science Foundation (‚Transformation of the Roman World‘) teil, der mich in engen Kontakt mit vielen der interessantesten Forschenden aus mehreren Disziplinen brachte. 1998 gab mir die Österreichische Akademie der Wissenschaften (auf Initiative von Herwig Friesinger) die Möglichkeit, ein neugegründetes Institut für Mittelalterforschung

aufzubauen. Und die Verleihung des Wittgenstein-Preises des FWF 2004 eröffnete eine außergewöhnliche Möglichkeit, mit einem größeren Team von jungen Leuten zu arbeiten. Einer Gruppe von zehn bis zwölf DoktorandInnen und Post-Docs (aus dem Wittgenstein-Projekt, aus dem ÖAW-Budget und aus anderen Drittmittel-Töpfen) die materielle Möglichkeit zu konzentrierter Arbeit zu geben, ist in den Geisteswissenschaften eine seltene Gelegenheit, die eine außerordentlich interessante Dynamik ausgelöst hat. Zum einen setzte die intensive Kommunikation innerhalb dieser Gruppe Lernprozesse in Gang, die ein einzelner Universitätslehrer nie bewirken kann. Zum anderen entstand so ein international sehr sichtbares Forschungszentrum. Doktoranden und Post-Docs aus den USA und europäischen Ländern etwa kommen mit eigenen Mitteln (z.B. Fulbright-Grants) zu längeren oder kürzeren Forschungsaufenthalten nach Wien. Ein Erfolg der internationalen Ausstrahlung ist wiederum, dass Mitglieder des Teams internationale Positionen erhalten. So ist mein Schüler Helmut Reimitz nach Princeton berufen worden, ein anderer Projektmitarbeiter erhielt eine Stelle an der University of Syracuse.

Meine eigene Karriere ist also ganz anders verlaufen als das Karrieremuster, das ich meinen SchülerInnen anzubieten versuche. Freilich, kreative Umwege und eine Portion Eigensinn versuche ich ihnen auch zuzugestehen. Bei den Forschungsthemen setzt das eine schwierige Balance voraus. Auf der einen Seite erfordert der Wittgenstein-Preis eine gewisse inhaltliche Kohärenz, die sich auch dadurch ergibt, dass ich nur Forschungsarbeiten betreuen kann, die nicht zu weit von meinem eigenen Forschungsbereich entfernt liegen. Auf der anderen Seite, und das ist vielleicht ein Unterschied zu den Naturwissenschaften, muß ich auch darauf achten, dass jede/r meiner SchülerInnen ein eigenes Profil und ein unverwechselbares Forschungsthema entwickelt. Sie sollen ja gerade nicht mir zuarbeiten, sondern durch eine eigene Monographie und weitere Publikationen ihren Weg machen. *Co-authored publications* würden ihnen dabei wenig helfen. Das erfordert beträchtlichen Betreuungsaufwand, der andererseits auch sehr anregend ist.

Erleichtert wird die Koordination dieser Vielfalt unter einem übergreifenden Forschungsinteresse durch die Art und Weise, wie ich im Lauf meiner Karriere meine Forschungsthemen entwickelt habe: Nämlich vor allem dadurch, Dinge zusammenzudenken, die bis dahin als getrennte Forschungsbereiche betrachtet wurden. Das erforderte eine Reihe von Horizonterweiterungen. Schon mein Lehrer Herwig Wolfram hatte bei der Erforschung der frühmittelalterlichen ‚Ethnogenesen‘ (das war der Begriff, den er dafür aus der Ethnologie entlehnte) eine Reihe von Türen geöffnet, etwa zu den historischen Hilfswissenschaften und zur interdisziplinären Zusammenarbeit vor allem mit Archäologie und verschiedenen Philologien. Ich beschäftigte mich bald intensiver mit der Erforschung von ethnischen Identitäten in der Soziologie, der Sozialanthropologie, der Zeitgeschichte und anderen Disziplinen. Dabei ließen sich ethnische Prozesse in Verbindung bringen mit der Entwicklung oder Konstruktion von anderen Identitäten, etwa Geschlechteridentitäten. Zugleich versuchte ich die Quellenbasis wesentlich zu erweitern, ein Hauptinhalt des Wittgenstein-Projektes. Bei der Untersuchung von ‚Texten der Identität‘ lohnt vor allem der Zugriff auf die handschriftliche Überlieferung, was bisher überhaupt nicht geschehen war. Immer wieder abgeschriebene Texte, so zeigte sich, werden im Zuge dieser Überlieferung oft sehr subtil an geänderte Identitätsmuster angepasst, überarbeitet und in neue Kontexte gestellt. Solche Untersuchungen, wie sie manche meiner SchülerInnen an bestimmten Texten oder Textgruppen anstellen, sind bis zu einem gewissen Grad Risiko-Forschung, da sich erst im Zuge aufwändiger Handschriftenstudien herausstellt, ob die erwarteten Spuren gefunden und kontextualisiert werden können.

Ziel der sich ausweitenden Forschungen zu den Identitäten im europäischen Frühmittelalter ist es, zu verstehen, warum nach dem Zerfall des überethnischen Römischen Reiches in Europa ethnisch bezeichnete Staaten entstanden: die Reiche der Burgunder, Franken, Angeln, Dänen, später auch der Bulgaren, Ungarn oder Polen. Das ist nicht selbstverständlich, da die Entwicklung in der islamischen Welt gleichzeitig ganz anders verlief – wichtig ist hier also der, ebenfalls noch ausständige, breite Kulturvergleich (wesentliche Ergebnisse dazu lieferte die im Juni 2009 in Wien abgehaltene Tagung ‚Visions of Community – Ethnicity, Religion and Power in the Early Medieval West, Byzantium and the Islamic World‘, siehe www.oeaw.ac.at/gema). Wie lässt sich dieser Unterschied erklären? Die Hypothese, die ich im Zuge dieser Forschungen erhärten möchte, stellt die bisherige Forschungsmeinung auf den Kopf. Bisher ist man davon ausgegangen, dass das Christentum als universale Religion im Gegensatz zu den partikularen, ‚nationalen‘ Tendenzen in der europäischen Geschichte stand; wo Nationalkirchen entstanden, war das letztlich das Resultat einer Korruption der wahren christlichen Lehre. Sicherlich gab es im Christentum diesen universalen Anspruch; doch die Christenheit war eingeteilt in Völker, die als notwendiger Teil der Heilsgeschichte betrachtet wurden. ‚Gehet hin und lehret alle Völker‘, lautete ja das Wort des Evangeliums; und das Alte

Testament konnte als Vorbild für die Rolle des ‚auserwählten Volkes‘ dienen, um die die Völker Europas fortan konkurrierten. Die politische Rolle von Ethnizität und Nation in der europäischen Geschichte beruhte also von Anfang an auf christlicher Grundlage. Viel Forschung wird noch notwendig sein, um diese These zu erhärten

Damit komme ich zu meinen allgemeinen Überlegungen, die sich vor allem damit beschäftigen, wie die Forschungspolitik erfolgreiche neue Forschungsansätze in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften (GSK) fördern kann. „Visionäre forschen ins Blaue hinein“, diese Schlagzeile konnte man vor kurzem in einer Tageszeitung lesen (Kurier 23.5. 2009, 14). Es ging um das Microsoft Research Institute in Cambridge. Der Erfolg des dort betriebenen ‚Blue-sky research‘ bemisst sich, so konnte man weiter lesen, an jährlich etwa 65 Patenten, die dazu beitragen sollten, „den Alltag mittels Technik zu erleichtern“. Der Erfolg von GSK-Forschung (aber auch so mancher naturwissenschaftlicher Grundlagenforschung) lässt sich nicht so leicht am Output an Patenten bemessen. Was sind ‚erfolgreiche Forschungsthemen‘? Für die richtige Wahl des Forschungsthemas kann es ganz verschiedene Kriterien geben. Meist ist die Zustimmung der Scientific Community (etwa bei der Begutachtung von Projektanträgen, durch Evaluationen oder in Rezensionen) ein Anzeichen für den Erfolg. Doch werden innovative Forschungsthemen manchmal erst viel später richtig wahrgenommen. Das gilt etwa für die ersten Arbeiten der historischen Schule der ‚Annales‘ im Frankreich der Zwischenkriegszeit, die erst nach dem Krieg rezipiert wurden, oder für das 1936 erschienene Buch über den ‚Prozess der Zivilisation‘ von Norbert Elias, das in den 70er Jahren plötzlich bahnbrechend wurde.

In den letzten Jahrzehnten hat sich in fast allen GSK-Disziplinen der Horizont der Forschungsthemen ungeheuer erweitert. Nehmen wir als Beispiel die Geschichte. Im 19. Jahrhundert konzentrierten sich die meisten Historiker auf politische Geschichte, daneben waren die Rechts- und die Militärgeschichte angesehen. Im Lauf des 20. Jahrhunderts stieg das Interesse an Kultur-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte stark an. Die erwähnte französische Schule der Annales propagierte die ‚totale Geschichte‘, *histoire totale*. Der Anspruch wird erst allmählich eingelöst. Durch die Cultural studies weitete sich seit den 60er Jahren der Begriff von Kultur von hochkultureller Produktion auf die Gesamtheit der menschlichen Lebensäußerungen aus. Auch das Triviale wurde daher zum Forschungsgegenstand. In den 80er Jahren rückten Umweltgeschichte und Geschlechtergeschichte ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Heute gilt steigendes Interesse den Bereichen jenseits der Erfolgsgeschichte der europäischen Rationalität: einerseits den außereuropäischen Kulturen, andererseits den verdrängten Anteilen unserer eigenen Geschichte (etwa den Emotionen, Ängsten, Vorurteilen oder Aggressionen). Was macht denn unser Europa aus, jenseits von unerträglichen Vereinfachungen (‚christliches Abendland‘)?

Wo sollen wir also unsere Forschungsthemen suchen? Prinzipiell gibt es dabei zwei Möglichkeiten, die meist als ‚researcher-driven‘ (oder ‚interest-driven‘) und als ‚society-driven‘ bezeichnet werden. Dazu einige Bemerkungen. In meiner Lehre bin ich immer aufs Neue bemüht, zu verstehen, woraus bei Studierenden das Interesse für bestimmte Themen entsteht. Was interessiert wen warum an der Geschichte? Da geht es nicht nur um rationale, karrierestrategisch begründete Themenwahl, sondern oft auch um Faszination, und das ist gut so. Freilich, auch die Kunst der Faszination braucht Orientierung. Manche als faszinierend geltende Themen sind wissenschaftlich wenig ergiebig. Die großen Rätsel, für die uns die Medien immer wieder neue Erklärungen anbieten – Atlantis, Troja, die Pyramiden, der heilige Gral – sind als Forschungsthemen nicht anzuraten. Besser steht es mit ebenfalls sehr öffentlichkeitswirksamen und daher vielbehandelten, aber auch komplexen Problemen wie den Kreuzzügen oder dem Nationalsozialismus. Weniger naheliegende Themen sind aber oft vielversprechender. Im Idealfall entspricht dem Interesse für ein Forschungsthema auch eine besondere Kompetenz: etwa außergewöhnliche Sprachkenntnisse oder eine Kombination mehrerer disziplinärer Ausbildungen. ‚Researcher-driven‘ sind aber auch Forschungsansätze, die sich aus konsequenter Weiterarbeit an langfristigen, oft generationenübergreifenden Forschungsvorhaben ergeben. Das gilt etwa für wissenschaftliche Wörterbücher und Lexika oder für große Editionsvorhaben, die wertvolle ‚research infrastructures‘ schaffen. Das lässt dem/der einzelnen Forschenden weniger Entfaltungsspielraum, sollte aber keinesfalls einem Zeitgeist zum Opfer fallen, der nur neue Ideen und rasche Ergebnisse sucht.

‚Society-driven‘ sind vor allem jene Forschungsthemen, die mit drängenden gesellschaftlichen Fragen zusammenhängen, also zum Beispiel Krieg und Frieden, Migration, Begegnung von Kulturen oder kultureller Wandel, Identitätsbildung, demographische Tendenzen, Demokratisierung, Sicherheit, Gewalt und Terror, Armut, Jugend und Alter, wirtschaftliche Entwicklung und anderes. Die EU, die seit dem 7. Rahmenprogramm auch die GSK-Disziplinen viel massiver fördert, möchte für diese

Mittel vor allem Antworten auf große gesellschaftliche Fragen bekommen. Die ‚Activities‘ im FP7 betreffen daher Bereiche wie die Rolle des Wissens in der Gesellschaft, ökonomischen Wandel, kulturelle Interaktion, Menschenrechte, Jugend, oder Europa und die Welt. Allein sechs laufende Projekte beschäftigen sich übrigens als ‚foresight activities‘ mit „Blue sky research on emerging issues affecting European science and technology“. Tatsächlich, ‚emerging issues‘ rasch zu erkennen ist eine der wichtigsten Herausforderungen der Forschungspolitik. Große Themen, die meist viele Disziplinen betreffen, können recht plötzlich an Aktualität gewinnen. So konnte noch im Frühjahr 2001 ein österreichischer Minister die Orientalistik als Orchideenfach abtun; nach dem 11. September wurde plötzlich allerorten der Mangel an Arabisten, Islamwissenschaftlern und anderen Orient-Spezialisten beklagt, und bei den ersten Calls des European Research Council 2008 hatten relativ viele islamwissenschaftlichen Themen Erfolg. Ich war selbst als Mitglied der Standing Committee for the Humanities der European Science Foundation (ESF) mit ‚Foresight activities‘ befasst. Man sollte sich freilich nicht zuviel davon erwarten. Neue Forschungsthemen werden meist dann registriert, wenn sie bereits beginnen, in den Mainstream überzugehen. Und das ist ja auch gut so, denn Forschungspolitik darf nicht zu kurzatmig werden und ständig neue Themen vorgeben. Je schneller die Themen und Moden wechseln, desto oberflächlicher werden meist die Ergebnisse. Auf der anderen Seite werden viele der oben genannten Bereiche – Migration, Identität, Demokratie etc. – wohl längerfristig Herausforderungen bleiben, sowohl für die Gesellschaft als auch für die Wissenschaft.

Dass die GSK dazu beitragen sollen, Antworten auf die großen gesellschaftlichen Fragen zu geben, ist außerordentlich wichtig. Freilich müssen es nicht immer nur Antworten sein. Umberto Eco hat einmal in einem Interview erzählt, wie er von der französischen Regierung nach den Banlieue-Unruhen vor einigen Jahren in ein hochkarätig besetztes Expertengremium eingeladen wurde, um Lösungen zu erarbeiten. Er hat sinngemäß geantwortet: Wir Wissenschaftler sind nicht dazu da, für die Politiker Lösungen für ihre Probleme zu erarbeiten; wir sind im Gegenteil dazu da, ihnen Probleme zu machen – nämlich frühzeitig zu erkennen, welche Probleme entstehen können, sowie falsche Sicherheiten und eingewurzelte Denkgewohnheiten zu untergraben. Diese Antwort mag eitel klingen, hat aber viel für sich. Freilich, der Gegensatz zwischen Problemlösung und dem Aufspüren von Widersprüchen ist nur relativ.

Interest-driven und society-driven research müssen ja nicht immer im Widerspruch zueinander stehen. Die jeweils aktuellen Zeitthemen und Herausforderungen spiegeln sich auch in den Forschungsinteressen. In den 70er Jahren waren zum Beispiel soziale Fragen und wirtschaftliche Entwicklung, in den 80ern Umweltthemen und Frauenforschung, in den 90ern kulturelle Probleme, seit etwa 2000 Religion (nicht zuletzt Islam) als Forschungsthemen besonders beliebt. Nach der aktuellen Wirtschaftskrise wird es vielleicht das Funktionieren der Wirtschaft sein. Das ist auch gut so. Gerade die Wirtschaftskrise hat gezeigt, dass wir noch viel zu wenig über die wirtschaftliche Dynamik in ihrem sozialen und kulturellen Kontext wissen. Die empirischen Wirtschaftswissenschaften greifen hier offenbar zu kurz; viele Fragen sind bisher offengeblieben. Wie fallen Millionen individueller Entscheidungen, und wie beeinflussen sie die Wirtschaft insgesamt? Warum verlieren hartgesottene Investment-Gurus plötzlich die Bodenhaftung? Wieso lassen sich so viele Menschen so leicht von der simplen Rhetorik von Finanzberatern überzeugen? Wie ändern sich über die Jahrhunderte die Auswirkungen von Wirtschaftskrisen in immer komplexeren Gesellschaften? Wie sollten Ethik und Normen des Finanzsektors aussehen, und wie kann man ihnen Respekt verschaffen? Wie lässt sich verhindern, dass der immer schrillere Kampf der Medien um unsere Aufmerksamkeit Krisen aller Art dramatisch verschärft? Wie entwickeln sich Krisennarrative, und wie beeinflussen sie wiederum die Handlungen der Akteure? Diese und ähnliche typisch geistes- und kulturwissenschaftliche Forschungsthemen stehen sicherlich in nächster Zeit auf der Tagesordnung. Wir wissen immer noch viel zu wenig darüber, wie Gesellschaften funktionieren und wie sie sich ändern. Auch bleiben viele historische Erfahrungen immer noch ungenützt. Etwa kennen wir die fatalen Folgen des Populismus und der politischen Aktivitäten reicher Emporkömmlinge schon aus der Niedergangszeit der athenischen wie der römischen Demokratie.

Es gibt also viele Bereiche, in denen spannende Forschungsthemen gefunden werden können. Zu verordnen sind sie aber nicht. Am besten verlassen wir uns auf die Kreativität der NachwuchsforscherInnen, sich die besten Themen zu suchen, und natürlich auf die Erfahrung der BetreuerInnen, dabei Rat zu geben. Wie weit das funktionieren kann, dabei spielt das institutionelle Umfeld eine große Rolle. Lassen Sie mich deshalb dazu noch einige Bemerkungen machen. Zunächst liegt viel an der Dynamik des jeweiligen akademischen Sektors. Seit den Untersuchungen von

Bourdieu in den 80er Jahren über den Homo Academicus¹ wissen wir besser, wie stark das soziale Feld der akademischen Institutionen die Erfolgchancen junger Forschender beeinflusst und leider oft einschränkt. Wie es eine 2009 in Harvard erschienene Studie von Michèle Lamont, „How Professors Think“, formuliert: „The cream does not rise naturally to the top.“² Leicht entsteht eine Dynamik, in der Konformität und Mittelmäßigkeit mehr belohnt werden als Brillanz und Innovation. Interessanterweise hängt das nicht unbedingt vom Grad der Kompetitivität ab. So ist das deutsche System von Universitätskarrieren im mid-career-Stadium (wo die meisten Habilitierten sich an einer anderen Universität um eine Professur bewerben müssen) ungleich kompetitiver als in den USA, wo viele im selben Alter schon *tenure* haben. Zumindest in den Fächern, die ich überblicken kann, führt das aber bei vielen weniger zu Innovation und eher zu Konformismus und zum Schielen nach ‚sicheren‘ Forschungsthemen, die bei möglichen GutachterInnen und Kommissionsmitgliedern gerade beliebt sind. Auf der anderen Seite hat sich natürlich auch die Verbeamtung der Universitätslehrer in Österreich bin in die 1990er Jahre vielfach als Innovationsbremse erwiesen.

Vieles ist seither besser geworden, vieles bleibt zu tun. Ständig verbessertes Peer review bleibt ein Schlüssel dazu, die Erfolgchancen erfolgsträchtiger Forschung zu verbessern. Wie Michèle Lamont aus ihrer Studie über „the curious world of academic judgement“ (so der Untertitel ihres Buches) schließt, liegt vieles an der jeweiligen Kultur akademischer Beurteilung. Welche Standards, welche Kriterien, welche Verfahren werden vorgegeben, welche Auffassungen über Fairness und welche Interessen bringen die Evaluatoren mit? Wir werden damit leben müssen, dass nicht alle Entscheidungen die bestmöglichen sind. Vieles liegt aber, so meint Michèle Lamont, an der Grundeinstellung gegenüber dem Prozess akademischer Entscheidungsfindung. Werden in der Community die negativen Momente (ungerechte Entscheidungen, Voreingenommenheit, akademische Seilschaften) betont, so entsteht bei Evaluatoren wie Evaluierten Zynismus, und die Entscheidungen werden immer ungerechter. Gelingt es, eine optimistische Dynamik in Gang zu bringen, so steigen auch die Ansprüche der Entscheidungsgremien an sich selbst. „Belief in the legitimacy of the system is essential to preserving the vitality of research“, so meint sie, wobei zugleich die Schwächen des Systems ständig kritisch beobachtet werden müssen, um so weit wie möglich Abhilfe zu schaffen.

Dieselbe Beobachtung gilt meiner Meinung nach für die akademische Welt insgesamt. Wie Ulrike Felt, die Wissenschaftsforscherin an der Universität Wien, herausgearbeitet hat, liegt bei der Nachwuchsförderung viel an der ‚Körpersprache der Institution‘, wie sie es nennt.³ Welche Botschaften vermittelt die Institution abseits der Feiertagsreden? Frühe Stadien der Karriere verlangen oft große Abstriche von dem Enthusiasmus, mit dem junge Leute in die Wissenschaft gegangen sind. Wie motivierend wirkt dabei die akademische Lebenswelt? Vielleicht ist es dieser Bereich, wo wir in Mitteleuropa gegenüber den USA am meisten aufzuholen haben. Viele Beispiele, auch in Österreich, zeigen ja, dass eine positive Dynamik hervorragende wissenschaftliche Resultate bringen kann. Wo sich wissenschaftlich etwas bewegt, dort entstehen neue Möglichkeiten, die sowohl die Chancen für den Nachwuchs verbessern als auch das Umfeld positiv beeinflussen können. Leider nur ‚können‘, denn oft reagiert das Umfeld auch beunruhigt. Hier muss erfolgreiche Forschungspolitik zusätzliche Chancen anbieten können, und zwar am besten mehrere flexible Optionen mit jeweils unterschiedlichen Entscheidungsinstanzen. Kompetitive und flexible Drittmittelwerbung mit starkem bottom-up-Akzent und ohne Themenbindung bleibt dazu der Königsweg. Selbst wenn eine Universität vielversprechenden Ansätzen keinen Raum geben kann oder will, lässt sich so eine Alternative finden. Dabei spielen auch außeruniversitäre Forschungsträger eine wichtige Rolle. Gerade ein kleines Land darf nicht der Versuchung verfallen, alle Entscheidungen über Forschung in einer Institution (etwa der Universität) zu konzentrieren. Es muss immer ausreichende alternative Karrierewege geben. Die Möglichkeit der Selbstantragstellung im FWF etwa ist dafür ein ganz wesentliches Element.

Um neue Forschungsansätze zu fördern, kann es natürlich hilfreich sein, speziell auf innovatives high-risk-research abgezielte Förderprogramme zu entwickeln. Das Arts and Humanities Research Council (AHRC) in GB bietet dazu zum Beispiel eine eigene Förderschiene an, die „speculative route“ des Research Grants Scheme, „for projects where the speculative, experimental or exploratory nature of the work means that results or outcomes are uncertain or cannot be guaranteed“.⁴ Besonderer Wert

¹ Pierre Bourdieu, Homo Academicus, 1984 (deutsch: Frankfurt/M. 1988).

² Michèle Lamont, How Professors Think. Inside the Curious World of Academic Judgement (Cambridge/Mass. 2009) 241.

³ Ulrike Felt, ‚Informierte Einwilligung‘ und ‚institutionelle Körpersprache‘, in: BioSkop 43 (2008) 12-14.

⁴ AHRC Application guidelines February 2009, p. 14.

wird dabei auf „challenging existing models, perceptions, research methods or modes of thought“ und „testing the feasibility of new research techniques, tools and methods“ gelegt. Auch der ERC hat in seinen Ausschreibungen für die Junior und die Advanced Grants starken Wert auf den innovativen Charakter der geförderten Forschungen gelegt. Das Konzept der, leider inzwischen an der Budgetkrise gescheiterten, „Neuen Exzellenz-Initiative“ in Österreich sah ebenfalls einen bestimmten Prozentsatz der Mittel für ‚high-risk research‘ vor. Solche Programme können hilfreich sein. Vielleicht geht es aber vor allem um eine Mentalitätsänderung bei Antragstellern wie Entscheidungsträgern. Zu oft wird noch von Projektanträgen erwartet, dass die Ergebnisse des Projektes praktisch darin schon enthalten sind.

Innovation setzt die Kritik und teils die Überwindung bestehender Modelle und Ansätze voraus. Sie entsteht allerdings nicht auf der grünen Wiese. Auch das ist ein Vorurteil, das abgebaut werden sollte: Der geniale Einzelgänger, der plötzlich mit einer völlig neuen Idee auftritt. Immerhin sind auch die Wittgenstein-Preise nach einem solchen genialen Einzelgänger benannt. Ludwig Wittgenstein selbst hätte allerdings mit seiner äußerst kurzen Publikationsliste und seinem widerborstigen Auftreten bei heutigen Evaluatoren kaum eine Chance gehabt (zumindest wenn sie sich an quantitative Indikatoren gehalten hätten). Für vielversprechende Einzelgänger sollte es immer Möglichkeiten geben. In der Regel entstehen erfolgreiche Forschungsansätze aber aus einer bereits bestehenden Forschungstradition, also: hervorragende Lehrer und gewisse institutionelle Voraussetzungen. Hier ergibt sich freilich leicht ein Widerspruch, mit dem man möglichst bewusst umgehen muß. Der Erfolg einer Generation mit einem bestimmten Forschungsthema führt manchmal dazu, dass auch die nächste Generation sowohl thematisch als auch institutionell zu eng in das bestehende Forschungsmodell eingebunden wird. Das ist, wie oben schon erwähnt, auch einer der Widersprüche eines Wittgenstein-Preis-Projektes (des FWF). Einerseits soll dabei ein kohärentes Ergebnis herauskommen, das eindeutig die Handschrift des Preisträgers trägt. Das würde aber dazu führen, dass die im Projekt angestellten NachwuchsforscherInnen vor allem Zuarbeit zu leisten hätten und dabei nicht ihr eigenes wissenschaftliches Profil entwickeln könnten. So weit ich sehen kann, stellt sich dieses Problem in den Geisteswissenschaften viel schärfer als in den Naturwissenschaften, wo auch die Mitautorschaft in einem Nature- oder Science-Artikel Karrieren begründen kann. In der Geschichtswissenschaft sind dafür eine oder besser zwei Monographien mit unverwechselbar eigenem Profil erforderlich. Freilich lässt sich dieser Widerspruch auch als produktive Spannung auflösen. Ich habe daher Wert auf sehr eigenständige Forschungsarbeiten meiner jungen MitarbeiterInnen gelegt.

Dazu kommt die internationale Erfahrung, die auch in den Geisteswissenschaften unverzichtbar geworden ist. Hier kann die nächste Generation sehr von bereits bestehenden Netzwerken profitieren. Viele meiner DissertantInnen werden informell von KollegInnen aus Cambridge, Los Angeles, Princeton, Utrecht oder Paris mitbetreut, ebenso wie umgekehrt (formelle co-tutèle ist leider bei uns immer noch etwas kompliziert). Mit allen diesen Universitäten gibt es auch gemeinsame Doktorandenseminare. Erst dadurch sind meine Schülerinnen und Schüler wirklich auf dem letzten Forschungsstand. Das aber ist die erste Voraussetzung dafür, wirklich neue und chancenreiche Forschungsthemen zu entwickeln. Um diese Internationalität (auch jenseits der Möglichkeiten, die ein Wittgenstein-Preis schafft) zu erleichtern, könnte die österreichische Forschungsförderung noch mehr tun.

Erfolgreiches Blue-sky-research kommt also keineswegs ‚out of the blue‘. Es gibt dafür zahlreiche Voraussetzungen, die besser oder schlechter sein können. Erfolgreiche neue Forschungsthemen in den GSK setzen meist erfolgreiche Forschungen voraus, ob in Österreich oder anderswo. Doch müssen sie immer wieder die Schwerkraft des bereits Geleisteten überwinden und Neues in den Blick nehmen. Dafür ist eine starke internationale Vernetzung mit den führenden Forschungszentren eines Feldes unerlässlich. Nötig sind natürlich ausreichende Fördermöglichkeiten und offene institutionelle Räume (das österreichische Arbeitsrecht nimmt zum Beispiel keinerlei Rücksicht auf die Besonderheiten wissenschaftlicher Karrieren). Der Standard der Evaluierung und der Bewertung von Anträgen, Forschungsleistungen und Bewerbungen hat sich in Österreich in letzter Zeit sehr verbessert, doch müssen noch manche Reste einer Kultur der Mittelmäßigkeit überwunden werden. Dabei ist aber darauf zu achten, dass die Rhetorik der Exzellenz und die Reform-Hektik nicht kontraproduktiv werden. Wir müssen, so wie die Dinge liegen, gar keine dramatischen Veränderungen in der Forschungspolitik anstreben. Es genügt die Bemühung, mit Augenmaß besser zu werden: Und der nächsten Generation Türen zu öffnen, damit sie ihre eigenen Ideen von interessanter und signifikanter Forschung mit möglichst viel Spielraum ausprobieren kann.